

Diese Unsicherheit hat z. B. im Kirchenbau zu einem vielfach planlosen Experimentieren und bei der Neufassung von Verkündigungstexten zu einer bedauerlichen Banalisierung geführt.

Um Vermeintlich-Unverständliches verständlich und jedermann zugänglich zu machen, hat man sich – zumindest im deutschen Sprachbereich und in zahllosen Fällen sicher unbewußt – der eben herrschenden literarischen Mode (mit einer kleinen Verzögerung) angeschlossen. So hat die sogenannte Kahlschlag-Literatur nach 1945 ihre Spuren hinterlassen, ebenso die Einebnung poetischen Sprechens im politisch dominierten Schrifttum der sechziger Jahre. Man machte aus der „Botschaft“ eine „Nachricht“, man eliminierte (weltweit) Kap. 1 des Johannes-evangeliums aus dem Meßtext und damit aus der Präsenz im Bewußtsein der Gläubigen. Man fürchtete sich vor den starken Bildern, vor der Kühnheit und Kraft biblischer Aussage. Man meinte, die Menschen eher zu erreichen, wenn man sie in Alltagssprache anredete. Doch gelang oft nur ein reduzierter Beamtenstil.

Die Kahlschlag- und Report-Literatur der ersten Nachkriegsjahrzehnte, die, wie gesagt, sicher vielfach unbewußt in die Modellvorstellungen der Bearbeiter hineinwirkte, hat sich unterdessen weiterbewegt. Das Phantastische, Mythische, Archaische ist wieder zu Ehren gekommen. Man ist des betulichen Rationalismus müde geworden.

Ich rate nun keineswegs, sich wieder an diesen neuen Model zu halten. Die Sprache der Verkündigung muß eine Sprache *suave generis* bleiben. Die Offenbarungsschriften sind, wie ich meine, stark genug, dem Glauben jeder Generation den Weg zu bahnen, auch und eben in den alten bewährten, wenn vielleicht auch knorrig-eigenwilligen Formen. Niemand denkt daran, einen antiken Torso gefällig glatt zu schleifen. Im Gegenteil hat gerade die junge Generation ihren Geschmack am Urwüchsigen, Ursprünglichen entdeckt. Was auf dem Gebiet des Kunstgewerbes, der Bildenden Künste, der Architektur, der Musik möglich war, müßte doch auf dem – viel höherer Rücksichten werten – Gebiet kirchensprachlicher Tradition ebenfalls möglich sein: tieferes Verständnis zu erwecken, statt abzufachen, preiszugeben.

Praxis

Kurt Marti

Welche Predigt hielten Sie am liebsten?

Da Predigt für den Autor eine Äußerung der Gemeinde, des Zusammenlebens unter dem Wort Gottes, nicht bloß eine Äußerung des Pfarrers ist, lautet seine Antwort auf unsere Frage: „Am liebsten hielt ich Reihenpredigten, Predigtzyklen über einzelne biblische Schriften.“ red

Eigentlich lautete die Frage: „Welche Predigt halten Sie am liebsten?“ Gegenwartsform also. Da ich, im Ruhestand jetzt, seit zwei Jahren nicht mehr gepredigt habe, muß ich die Frage in die Vergangenheitsform setzen und gleich noch zwei Vorfragen, die sich aufdrängen, beantworten.

Erste Vorfrage: Warum habe ich seit zwei Jahren nicht mehr gepredigt? An Möglichkeiten, einmal da, einmal dort zu predigen, fehlt es nicht, im Gegenteil. Doch genau das kann ich nicht: einmal da, einmal dort predigen, in Kirchen und vor Gemeinden, zu denen ich im übrigen keine nähere Beziehung habe. Ich taue nicht zum Wanderprediger. Ich kann nur aus einer dialogischen Beziehung zu einer konkreten Gemeinde heraus predigen, muß die Lebensumstände der Gottesdienstteilnehmer, muß ihre Probleme und ihr „Feeling“ einigermaßen kennen. Ist das nicht der Fall, kenne ich die Adressaten der Predigt nicht durch alltäglichen Umgang mit einzelnen von ihnen, dann habe ich das Gefühl, ins Blaue hinauszureden. Deshalb verspüre ich auch kein Bedürfnis mehr zu predigen, sozusagen nur um des Predigens und um meinwillen. Dagegen lasse ich mich mehr als früher auf Diskussionen ein – anläßlich von Lesungen, Tagungen –, wobei es mir überhaupt nichts ausmacht, mit Leuten zu reden, zu streiten, die ich vorher nicht gekannt habe. Im Dialog lerne ich sie ja ein bißchen kennen. Und plötzlich frage ich mich, wie Jesus wohl gepredigt haben mag. Hat er überhaupt Predigten in unserem Sin-

ne gehalten? Hat er nicht vielmehr mit den Menschen Galiläas diskutiert? Sind seine überlieferten Worte nicht meistens solchen Dialogen entsprungen, haben ihren „Sitz im Leben“, also in bestimmten Dialog-Situationen?

Und die zweite Vorfrage: Ist die Frage, welche Predigt ich „am liebsten“ gehalten habe, eine angemessene und überhaupt mögliche Frage? Ich predigte nicht, weil ich eine besondere Lust zum Predigen gehabt hätte, sondern weil ich mit dem Dienst als Pfarrer den Predigtauftrag mit übernommen hatte. Je länger ich diesen Predigtauftrag auszuüben versuchte, desto wichtiger wurde er mir, desto mehr Zeit und Arbeit verwandte ich auf die Vorbereitung. Insofern ist Predigen mir zur Last und Belastung geworden. Wenn die Leute schon kommen, sagte ich mir, um eine Predigt anzuhören, dann ist nur das Beste für sie gut genug, dann haben sie einen Anspruch darauf, etwas zu hören, das ihr Bibel- und Glaubensverständnis ebenso erhellt wie ihre individuelle und unsere kollektive Situation. Sonst bleibt's frommes Gerede und Wiederholung längst bekannter Richtigkeiten. So kam es wohl, daß ich von meinen Predigten mehr erwartete, mehr verlangte, als eine einzelne Predigt hätte leisten können.

Damit bin ich bei der Hauptfrage, mag sie nun angemessen sein oder nicht: „Welche Predigt hielten Sie am liebsten?“

Meine Antwort: Am liebsten hielt ich keine einzelne Predigt, am liebsten hielt ich Predigtzyklen, sogenannte Reihenpredigten. So habe ich das Markus-Evangelium von A bis Z durchgepredigt, eine Perikope nach der andern. Ebenso hielt ich es mit dem Epheserbrief, mit 2. Mose 1-14 (Exodusgeschichte), mit dem 1. Johannesbrief, mit der Schöpfungsgeschichte, aber auch mit den Zehn Geboten, mit dem Vaterunser. Einmal predigte ich (bereits 1968/69) anhand biblischer Texte über die Friedensfrage, ein andermal über Glaubensbekenntnisse in der Bibel, unter Einbezug auch des Apostolikums.

Schließlich war ich kaum noch fähig, nur punktuell zu predigen, d. h. über irgendeinen beliebigen und meist ja aus dem Zusammenhang gerissenen Bibeltext eigener Wahl oder aufgrund der Perikopen des Kirchen-

jahres. Ich brauchte sozusagen den großen Atem ganzer biblischer Schriften oder einen thematischen Zusammenhang, um für die Einzelpredigt motiviert zu sein. Dies war umso mehr der Fall, als ich bald auch merkte, daß die Gemeinde die Entfaltung größerer Zusammenhänge ebenfalls erwartete und sich in dieser Erwartung immer zahlreicher einfand. Offenbar gibt es zuviel nur punktuelle und dann wohl auch irgendwie beliebige Predigten, die keine Spannung auf Weiterführung, Fortsetzung erwecken und die Hörer auch nicht dazu bringen können, die Bibel selber in die Hand zu nehmen und das Gehörte im Zusammenhang nachzulesen.

Hat unsere punktuelle Predigtweise aus der Bibel nicht Hackfleisch gemacht? Meine Erfahrung geht jedenfalls dahin, daß der Hunger nach Einsicht in größere Zusammenhänge stärker ist als gemeinhin vermutet wird. Man darf diese umfassendere Einsicht keinesfalls voraussetzen. Sie muß erst einmal vermittelt werden. Auch glaube ich, daß erst in der Kenntnis größerer biblischer Zusammenhänge der Geist der Heiligen Schrift lebendig zu werden vermag, erst recht in einer Zeit, wo ohnehin fast alle Information nur noch zerhackt, zufällig und zusammenhanglos auf uns niederregnet.

Je mehr ich zyklisch ganze biblische Schriften „durch“ predigte, desto aktueller, desto politischer ist auch die einzelne Predigt geworden. Der von Predigt zu Predigt sich öffnende Zusammenhang drängte dazu und befreite mich selber von Bedenken oder Ängsten, die ich sonst vielleicht gehabt hätte. Wer nicht einverstanden war, wer widersprechen wollte, mußte sich nun ja ebenfalls auf den Zusammenhang und den inneren Duktus ganzer biblischer Schriften einlassen – etwas Besseres kann man sich ja nicht wünschen! Eine Zeitlang haben wir unmittelbar nach dem Gottesdienst die Predigt in einem Kreis von etwa 50 bis 100 Hörern denn auch recht lebhaft diskutiert.

Die Reihenpredigten waren für mich immer wieder eine schöpferische Herausforderung. Ich stieß dabei auf Bibeltexte, über die ich von mir aus wohl nie gepredigt hätte. Jetzt aber kam ich nicht um sie herum, mußte mich mit ihnen auseinandersetzen. Dadurch

bekam auch die Gemeinde Bibeltexte und Auslegungsversuche zu hören, die sie sonst nie zu hören bekommen hätte. Offenbar ist das für sie zum Gewinn geworden, hat ihr manche Einzelpredigt interessant machen können.

Jedenfalls kann ich auf die gestellte Frage keine andere Antwort geben als eben: Am liebsten hielt ich Reihenpredigten, Predigtzyklen, vor allem über einzelne biblische Schriften. Und das macht nun wohl erst recht deutlich, weshalb ich nicht lokal oder thematisch punktuell, sondern nur aus dem Dauerdiallog mit einer Gemeinde heraus predigen konnte. Grundlage des Dauerdiallogs waren biblische Schriften. Insofern ist Predigt für mich eine Äußerung der Gemeinde, des Zusammenlebens unter dem Wort Gottes, nicht bloß eine Äußerung des Pfarrers.

Wilhelm Zauner

Der Glaube hilft sehen

Zu Joh 9, 1–41

Also: Die Blinden sollen sehen, die Sehenden sollen blind werden. Was wir hier als biblisches Paradox gehört haben, das verweisen wir meist gleich in den Bereich der Metaphern, in dem sich logische Verwicklungen so elegant lösen wie die Knöpfe aus Tüchern und Stricken bei der Vorstellung eines Zaubers. Die Auslegung ist uns längst bekannt und schon ein wenig langweilig geworden. Man wartet schon auf das Zitat, das der Prediger unweigerlich bringen wird; deshalb möchte ich es zur psychischen Entlastung gleich am Anfang sagen: „Man sieht nur mit dem Herzen gut“ – Antoine de Saint-Exupéry.

Doch ich möchte mich gar nicht ins Reich der Metaphern begeben und sozusagen vom ersten Stock aus ignorieren, was zu ebener Erde geschieht. Ich stehe unter dem Eindruck eines Buches von Jacques Lusseyran mit dem Titel „Das wiedergefundene Licht“. Der Autor wurde in Paris geboren und erzählt in dieser Autobiographie, wie er als Volksschüler mit acht Jahren beim Herum-

raufen in einer Pause so unglücklich auf die scharfe Kante eines Schultisches gestürzt ist, daß er beide Augen verloren hat. Durch das Verständnis seiner Eltern und das Entgegenkommen der Behörden durfte er trotz seiner Blindheit in seiner Schule bleiben und dann auch ein normales Gymnasium besuchen. Während des Zweiten Weltkriegs schloß er sich der Widerstandsbewegung gegen die deutsche Besatzungsmacht an, wurde verraten und kam ins KZ Buchenwald. Nach dem Krieg studierte er in Paris und lebt heute als Universitätsprofessor in Amerika.

Lusseyran schildert, wie er nach dem Verlust seiner beiden Augen sehen gelernt hat. Er beschreibt es etwa so: Einer der am weitesten verbreiteten Irrtümer ist die Meinung, daß einer, der keine Augen hat, nicht sehen könne. Bei mir war es jedenfalls ganz anders: Erst nach dem Verlust meiner Augen lernte ich wirklich sehen, und das nicht in einem übertragenen, metaphorischen Sinn. Ich sah Menschen, mit denen ich sprach. Ich konnte bei Wanderungen meine Mitschüler auf Einzelheiten in der Landschaft hinweisen, die sie gar nicht wahrnahmen. Ich sah Farben und Gestalten, ich sah das Licht. In die Widerstandsbewegung wurde keiner aufgenommen, der nicht vorher mit mir ein Gespräch geführt hatte. Ich konnte meist sofort sagen, ob einer ehrlich und stark genug für unsere Bewegung ist oder nicht. Meine Freunde, die ihre Augen gebrauchen konnten, hatten nicht diesen sicheren Blick wie ich . . .

Das Auge ist das von uns am höchsten geschätzte Sinnesorgan. Es ist wohl auch das interessanteste: es reicht am weitesten; man kann mit ihm bis hinauf zu den Sternen sehen. Es kann als einziges Sinnesorgan nicht nur empfangen, sondern auch „senden“: das Auge kann werben, einladen, Liebe zeigen; es kann Zustimmung oder Zweifel ausdrücken; es kann Ablehnung, Verachtung und Haß mitteilen. – Die Griechen nennen die Liebe zum Sehen die „Skepsis“, die Römer reden vom Spektakel und meinen damit ein Schauspiel, eine Augenweide, einen wunderbaren Anblick. Der hl. Thomas spricht von der „visio beatifica“ und nennt so den Himmel: eine beglückende und beseligende Schau. – Von allen Behinderungen macht uns die Blindheit am meisten betroffen. Ein